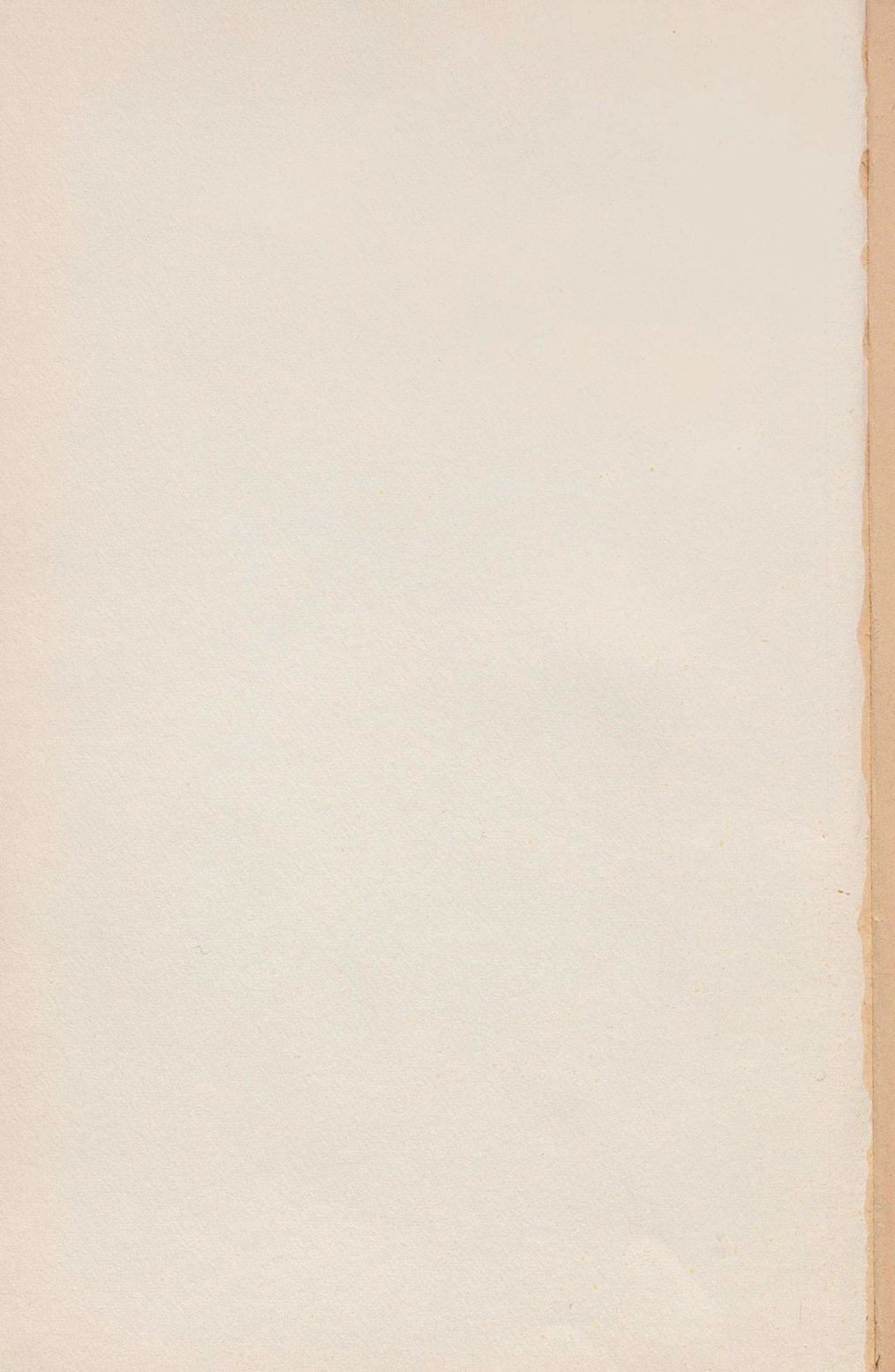


71

1741

18/71/1741(5)

L2



Preis: 30 Pfennige — für Oesterreich: 40 Heller.

Persönlichkeiten

Bertha von Suttner



„Persönlichkeiten“
Heft 14.

Bertha von Suttner
von Alfred H. Fried.

Virgil Verlag (Erich Hollaender)
Charlottenburg, Kantstr. 8/9.

Herausgeber u. verantwortl. Redakteur
Willy Leven, Berlin W.30.

Bisher erschienen:

- Heft 1. **Bernhard Dernburg** von Walter Moszkowski.
Heft 2. **Graf Zeppelin** von Hauptmann Hildebrand.
Heft 3. **Fürst Bülow** von Ernst Graf zu Reventlow.
Heft 4. **Friedrich Naumann** von Dr. Fritz Auer.
Heft 5. **Maximilian Harden** von Paul Wiegler.
Heft 6. **Dr. Carl Peters** von Alfred Lichtenstein.
Heft 7. **Clemenceau** von Fritz Friedmann, Paris.
Heft 8. **Adolph L'Arronge** von Walter Turszinsky.
Heft 9. **Emmy Destinn und Maria Labia** von Lothar

- Heft 10.
Heft 11.
Heft 12.
Heft 13.



m.

) Flake.

De

König E
Kaiser J
Ernst Lu
Richard
Hugo v.

k

l

Volbach

Prag

landern

Gerhart Hauptmann von Felix Hollaender
Alfred Messel von Fritz Stahl
Ludwig Barnay von Willy Leven
Reinhold Begas von Lothar Brieger-Wasservogel
Generaldirektor Wiegand von Robert Saudek
Ballin von Felix Hollaender
L. M. Goldberger von Erich Köhler

Persönlichkeiten.

□ Illustrierte Essays über □
führende Geister unserer Tage.



Heft 14:

Bertha von Suttner

von

Alfred H. Fried.

Virgil Verlag.
Charlottenburg, Kantstr. 8.



38171/1741 (5)

82



Book



„Die Suttner“.



an nennt sie „die Suttner“. Die öffentliche Meinung hat ihr das höchste Prädikat verliehen, das sie zu vergeben hat: sie hat ihr die ererbten Adelstitel als überflüssig erlassen. Es ist merkwürdig, wie fein doch das Volksempfinden manchmal ist. Es unterscheidet den Titel eines Menschen dort, wo es fühlt, dass der Träger nichts anderes sein kann, als das, wofür ihn der ererbte oder verliehene Namenszusatz legitimiert. Es unterlässt ihn aber bei jenen, die auf den Höhen des Geistes wandeln, wo das Tiefstaplertum am häufigsten vorkommt, weil man eben um so weniger scheinen will, je mehr man in Wirklichkeit ist. Und trotzdem die Suttner eine Baronin ist, eine geborene Gräfin sogar, aus dem alten Geschlechte der Kinsky, die Volksstimmung, die in Oesterreich jeden Caféhausstammgast zum „von“, jeden Fiakerpassagier zum „Baron“ erhebt, hat sie zur Titellosigkeit erhoben.

Ihr Name ist aber heute auch schon mehr als die Bezeichnung einer Person. Er ist für die breite Öffentlichkeit und sicher auch einmal für die Geschichte ein Programm, die Marke für eine grosse Geistesrichtung. Die Alten haben die Dinge personifiziert. In unseren Tagen passiert es häufig, dass man die Personen verdinglicht, das heisst, dass der Name einer Person zur Bezeichnung einer Sache wird. Wer denkt z. B. daran, wenn er von Macadam, Soxlehet, Boycot, Liberty, Ampère, Volt, Galvano, Kremser, von lynchen, verballhornen etc. spricht, dass diese Bezeichnungen Namen von Personen sind, die hier auf Dinge oder Handlungen übertragen wurden, die die Träger jener Namen er-sonnen haben. Nur bei dem Zeitwort „müllern“ denkt man vielleicht noch daran, weil dieser Verdinglichungsprozess vor unser aller Augen vor sich gegangen ist. Ebenso geht es aber heute auch schon mit dem Namen der Suttner. Nicht weil einmal irgend ein beschränkter Zeitungs-



schreiber im abfälligen Tone von der „Suttnererei“ spricht, womit er die Friedensbewegung meint, sondern weil man sich in der Oeffentlichkeit daran gewöhnt hat, wenn man von der Friedensbewegung sprechen will, die Suttner zu nennen und höchstens um die Vielköpfigkeit der Bewegung anzudeuten, sich dazu herbeilässt, von der „Suttner und ihren Anhängern“ oder noch häufiger von „Denen um der Suttner“ zu sprechen. Am deutlichsten kommt diese Identifizierung der Bewegung mit der Person der Suttner in unseren Witzblättern zum Ausdruck, wo der Friedens- und Abrüstungsgedanke stets durch das typische Bild der Frau mit der Halskrause, einen Schopf am Haupte und den Palmenzweig in den Händen, dargestellt wird, ohne dass man es mehr für nötig erachtet, eine Namensbezeichnung auf die Figur zu setzen.

Die Popularität der Suttner geht über das Mass des Gewöhnlichen hinaus. Von Frauen haben sie nur einige wenige Schauspielerinnen, einige grosse Sängerinnen erreicht. Die Sarah Bernhard, die Patti und vielleicht Victoria, die Königin von England, sind oder waren so populär, wie die „Friedensbertha“ heute noch ist. Sie ist es in beiden Welten. Tritt sie einmal öffentlich in einer Versammlung hervor, sei es in ihrer Heimat oder in Frankreich oder Skandinavien, in England oder Italien, sei es drüben überm Ozean, dann merkt man den Grad ihrer Popularität an dem Andrang der Massen. Als sie 1902 in Berlin sprach, war die Umgebung der Philharmonie und tags darauf die Umgebung des Rathauses von berittenen Schutzleuten besetzt, um die Menge zu dämmen, die sich nach jenen Sälen ergoss und — da sie nicht eingelassen werden konnte — wieder zurückstaute. Als das „Berliner Tageblatt“ einmal vor einigen Jahren in seinem Leserkreise die Frage nach der bedeutendsten Frau unter den Zeitgenossen aufwarf, da erhielt Bertha von Suttner die meisten Stimmen.

Trotz ihrer Popularität und trotz der Anhängerschaft, deren sie sich gerade in den breiten Volksmassen erfreut, die in ihr eine Vertreterin demokratischen Geistes, die Vertreterin des demokratischsten Gedankens des Jahrhunderts erkennen, stellen sich doch die meisten Menschen die Persönlichkeit der Baronin ganz anders vor, als sie in Wirklichkeit ist. Einer ihrer Gegner hat einmal das Wort von der „Friedensfurie“ geprägt; und so abgeschmackt es ist, so bezeichnend



ist es für die Vorstellung, die sich nur zu Viele von der Vertreterin des Friedensgedankens machen. Was könnte die Frau, die es unternommen hat, sich den mächtigsten Interessen der Welt gegenüber zu stellen, den Millionenheeren ein Halt zuzurufen, den Ruf, „die Waffen nieder“! über die Erde zu donnern, was könnte sie anderes sein, als eine robuste, polternde Persönlichkeit, eine aufwiegelnde Versammlungsrednerin, eine Petroleuse des Friedens, die zwar statt der phrygischen Mütze den Oelzweig am Haupte trägt und statt der roten eine weisse Fahne im vorgestreckten Arm hält, sich aber nur durch die Nuancierung der Embleme und nicht des Wesens von einer Louise Michel unterscheidet. Wie gross ist aber die Enttäuschung derjenigen, die mit dieser Vorstellung der Suttner persönlich näher treten, die um die rabiante Friedenskünderin einmal zu sehen etwa in ihre Versammlungen eilen. Keine Idee von einer Aufwieglerin, keine Idee von einer Volksgestalt. Langsam und schwerfällig schreitet sie auf das Podium hinauf, von hilfreich herbeieilenden Freunden unterstützt. Dann steht sie da, eine hochgewachsene Erscheinung, deren Embonpoint durch den langen, vom graugelockten Haupte herabwallenden Witwenschleier wirksam retouchiert wird. So dass sie fast schlank erscheint. Das Haupt ist stolz zurückgeworfen; ihr Blick scheint verachtend über die Menge hinwegzusehen. Das ist natürlich eine Täuschung, hervorgerufen durch die übergrosse Kurzsichtigkeit der Baronin. Sie sieht „hinweg“, weil das Auge eben nichts zu fixieren vermag. Es dauert lange bis sie zu sprechen anfängt. Sie scheint nach Worten zu suchen. Und dann spricht sie leise, ganz leise, und langsam, die einzelnen Wörter durch Pausen von einander trennend. Niemals bewegt sie eine Hand; niemals eine Geste. Wo sie die Rede unterstreichen will, tut sie es durch den Ton, durch ein scharfes Zurückwerfen des Kopfes. Das Ganze erweckt den Eindruck von Hoheit. Wenn ein Thronsessel dahinter stünde, würde man keinen Augenblick zweifeln, eine Königin vor sich zu haben. Das Bild der Petroleuse verschwindet gar bald und es gibt nichts interessanteres, als zu beobachten, wie bei den Anwesenden die mitgebrachte Vorstellung von dem empfangenen Eindruck verdrängt wird. Und dieser Prozess ist für alle, die ihn an sich mitgemacht haben, eine so gewaltige Sensation, dass er ihnen unvergesslich bleibt.



Diese Sensation hält die Hörer gefesselt. Sie merken dabei gar nicht, dass sie eigentlich eine schlechte Rednerin ist. Sie merken gar nicht, dass sie zu leise, dass sie zu langsam spricht; zu müde — viel zu müde und zu schmerzefüllt. Die Hörer merken gar nicht, dass ihre Redekunst einer alten Schule angehört, die unser nervöses Zeitalter nicht mehr goutiert. Ihr Redestil ist zweites Kaiserreich. Und dennoch fesselt sie, dennoch zwingt sie die Aufmerksamkeit der Hörer, hält sie eine Spannung bis zum Schlusse aufrecht. Dennoch wird sie mitten in der Rede von Beifall unterbrochen, wird ihr zum Schlusse zugejubelt, wird sie umringt. Dennoch rüttelt sie Herz und Hirn ihrer Hörer mehr auf als mancher parlamentarischer Feuerredner, der zwar durch den Schall der Worte zu berauschen, aber nicht zu erschüttern vermag. Das kommt daher, weil ihre Persönlichkeit empfunden wird, weil die Gewalt dieser Persönlichkeit die Hörer bezwingt, weil ihre Rede für die Hörer zum Erlebnis wird.

Ebenso jede vorgefasste Vorstellung umwerfend, ebenso eindrucksvoll ist sie im persönlichen Verkehr, in der Unterhaltung. Auch da zeigt sich die Vertreterin des demokratischen Friedensgedankens als eine Aristokratin. Sie ist es durch und durch. Nicht in dem schlechten Sinne, wie man das zuweilen meint. Sie ist es in ihrer Erziehung, ihrer Lebenshaltung, ihren Lebensgewohnheiten nach. Wer da an eine naserümpfende, patchuliduftende, fächerwedelnde, geschmeiderasselnde Erscheinung denkt, der denkt eben mit den Klischees der Witzblattpresse. Wer sich eine Aristokratin nur so vorstellen kann, wird in jedem Leutnant eine Gestalt von Thöny, in jedem Kommerzienrat einen Protzen in der Manier Ludwig Bechsteins, in jedem Münchener den hartherzigen Spiesser J. B. Engels sehen. Für den ist eben das Witzblatt ebenso eine geistige Gefahr wie für die Schlammschicht der Bevölkerung der Alkohol eine körperliche Gefahr ist. Die Karrikatur muss ebenfalls mit Mass genossen werden, anderenfalls entartet sie. Und so erfreulich ihre Wirkung an sich ist, für den, der sie zu genießen versteht, so gefährlich ist die Karrikatur, ist die Witzblattpresse für unser soziales Leben. Sie besäuft die Geister.

Nein! Die Suttner ist keine Aristokratin nach dem Witzblattklischee. Sie ist eine Aristokratin im reinen Wortsinne. Das will



sagen, dass sie nicht nur ihre Person, sondern auch ihre Persönlichkeit gut gekleidet. Das ist gerade das, was das Parvuenetum nie versteht. Es vermag die Kleider nachzumachen, die die Person bedecken, aber die Persönlichkeit bleibt nackt. Sie zeigt sich immer im Sonntagskleid ihres Wesens; auch dem intimsten Freunde, auch der Freundin sogar. Sie weiss selbst im täglichen Verkehr eine Distanz zu halten, die der Spiesser nicht versteht und die ihm lästig erscheint, wie der Hemdkragen und wie der Oberrock in der Sonnenhitze. Aristokratie, wie ich sie hier verstehe, verschmäht das Leben in Hemdärmeln. Aristokratie, wie ich sie hier verstehe, ist Selbstdisziplin des Individuums zum Zwecke einer höheren, einer künstlerischen Lebensführung, die, wenn sie zum kategorischen Imperativ erhoben werden würde, dem Zusammenleben eine höhere, künstlerische Harmonie verleihen würde. Und wenn nun zu dieser Lebensform auch ein höherer Lebensinhalt kommt, wenn die aristokratisch lebende Persönlichkeit auch einen aristokratischen Geist besitzt, wenn sie das, was sie ererbt von ihren Vätern hat, durch eine erworbene Weltanschauung in den eigenen Besitz bringt, dann entwickelt sich jene Spezies Menschen, die wir als Edelmensch bezeichnen, jene Spezies, die heute vorwiegend noch erstrebt, noch herangezüchtet wird, die aber noch zu selten vorkommt. Ein solcher Edelmensch ist die Suttner.

In dieser Eigenart ihrer Persönlichkeit liegt ihre Bedeutung. Darin liegt ihr Erfolg in der Friedensbewegung und der durch sie bewirkte Erfolg der Bewegung. Nicht darin, dass sie einen erfolgsgekrönten Roman mit zündender Tendenz geschrieben hat liegt ihr grosses Verdienst, sondern dass sie es war, die ihn geschrieben hat. Der grosse Einfluss, das grosse Verdienst lag am Menschen und nicht an dem Buche. Wenn diesen Roman eine Durchschnittsfrau geschrieben hätte, eine Frau Schulze oder auch von der Schulze, er hätte vielleicht interessiert, er hätte vielleicht auch gewirkt; aber er hätte für die Friedensbewegung niemals das bedeutet, was der Geist der Suttner für die Bewegung geworden ist. Ihr standen eben jene Türen offen, die dem gewöhnlichen Sterblichen, dem Durchschnittsmenschen sonst verschlossen sind. Sie hatte Zutritt zu jenen Stellen, wo man dem von ihr vertretenen Gedanken am wenigsten zugänglich erschien. Damit hat sie den Ansteckungsstoff der Idee just



in jene Kreise getragen, die nach der Ordnung der Dinge am meisten immun erschienen. Sie war die geborene Repräsentantin der Idee auf den Höhen der Gesellschaft. Im persönlichen Verkehr mit Staatsoberhäuptern, mit Ministern, in den Salons der Diplomatie und der hohen Bureaucratie schoss sie Bresche und machte die konservativsten Menschen empfänglich für die neue Idee. Nicht dass sie die Geister dort besiegt hätte. So rasch sind Geister nicht zu besiegen, aber erschüttert hat sie sie und das ist der wichtigste Schritt im Prozesse der Umwandlung, der Modernisierung.

Bertha von Suttner und die Friedensbewegung.

Es ist nun kein Wunder, dass die Persönlichkeit dieser Frau, die ja in ihren Schriften ebenso zum Ausdruck kommt, wie im Verkehr, dahin geführt hat, dass man die moderne Friedensbewegung mit ihr identifizierte. Kein Wunder, dass man sie sogar für die Urheberin jenes Gedankens hält, zu dessen Wortführerin sie sich gemacht hat. Das ist beinahe zur Legende geworden, über die man sich bei der weitverbreiteten Unkenntnis über die Bewegung und bei der hervorstechenden Popularität der Baronin nicht wundern kann. Bezeichnender Weise ist sie es selbst, die sich gegen diese Legende am meisten wehrt.

Eine Friedensbewegung im modernen Sinne gab es schon seit 1810. Unter der unmittelbaren Einwirkung der napoleonischen Kriege bildeten sich in Amerika die ersten Friedensgesellschaften. Sie beruhten noch auf rein religiöser Grundlage; sie verdammten den Krieg als eine unchristliche Tat. Diese amerikanischen Friedensgesellschaften sandten gar bald Emissäre nach Europa, denen es zunächst in England gelang, Fuss zu fassen. Auch da war es der religiöse Gedanke, der zur Bildung der ersten Friedensgesellschaft führte. Die Quäker waren es in England, wie in den Vereinigten Staaten, die dort die Bewegung einführten. Im Jahre 1830 wurde auf dem Kontinente die erste Friedensgesellschaft errichtet. Sie entstand zu Genf und trug dem Grafen Sellon, ihren Begründer, ein Glückwunschsreiben Friedrich Wilhelm IV. ein. Um die Mitte des Jahrhunderts bereiste der Amerikaner Elihu Burrit den



Kontinent und gründete Friedensgesellschaften in allen Ländern. Um diese Zeit fanden die ersten Friedenskongresse statt. Der erste trat 1848 in Brüssel zusammen. Victor Hugo präsierte dem zweiten, der im Jahre 1849 zu Paris abgehalten wurde. Ein dritter fand 1850 in der historischen Paulskirche zu Frankfurt am Main statt und hatte die Gründung der ersten deutschen Friedensgesellschaft zur Folge, der zu Königsberg, die jedoch bald wieder einschief. Der vierte und fünfte Kongress fand in den darauffolgenden Jahren in England statt. Ende der sechziger Jahre begründete Frédéric Passy zu Paris eine Friedensgesellschaft und im Jahre 1867 begründete Charles Lemmonnier im Verein mit Garibaldi und Victor Hugo die auf politischer Grundlage beruhende „Friedens- und Freiheitsliga“, die bis zum Jahre 1878 alljährlich ihre Kongresse abhielt. Die Weltausstellung von 1878 sah einen internationalen Friedenskongress zu Paris. Eine entscheidende Wendung trat jedoch ein, als im Jahre 1888 zu Paris die Interparlamentarische Union begründet wurde und gleichzeitig mit der ersten Konferenz dieser Union der erste Weltfriedenskongress für das folgende Jahr nach Paris eingeladen wurde. Diese Kongresse, die in ununterbrochener Reihenfolge bis heute regelmässig abgehalten wurden, gaben der Bewegung einen neuen, entscheidenden Aufschwung.

Von allen diesen Vorgängen wusste Baronin Bertha von Suttner auf ihrem Schlosse Harmannsdorf ebenso wenig, wie die meisten ihrer Zeitgenossen. Sie, die damals sechsvierzigjährige, die sich als Roman-schriftstellerin bereits einen Namen gemacht hatte, fing ganz unbeeinflusst an, über den Krieg nachzudenken. In diesem Sinne ist sie die Urheberin der Friedensbewegung. Sie wurde nicht durch die bereits vorhandene Bewegung angeregt, sondern kam ganz von selbst darauf. Sie gehörte zu jenen Selbstdenkern, die nach Schopenhauer ihre geistigen Ahnen erst nachträglich kennen lernen. Je mehr sie sich mit dem Gedanken beschäftigte, umso mehr fasste der Gedanke bei ihr Fuss, dass sie etwas gegen den Krieg tun müsse. Als Schriftstellerin lag es ihr am nächsten, etwas dagegen zu schreiben und sie concipierte ihren Roman „Die Waffen nieder!“

Der Inhalt dieses Romans veranlasste sie, sich mit Quellenstudien zu befassen. Sie studierte die Geschichte der letzten europäischen Kriege



und die Akten der Gesellschaften vom Roten Kreuz, die einen tiefen Eindruck auf sie machten. Am meisten erfassten sie die Schilderungen der englischen Schriftstellerin Florence Nigthingal, die als Krankenpflegerin den Krimkrieg mitgemacht hatte und ihre Erlebnisse dann niederschrieb. Erst als sie mitten in der Abfassung ihres Romans war, erfuhr Baronin Suttner, dass in London eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Krieges bestehe. Sie schrieb hin und liess sich Statuten und sonstige Veröffentlichungen kommen. Der Brief, den ihr Hodgson Pratt, der Präsident jener Gesellschaft, damals sandte, ist am Ende ihres Romans abgedruckt. Sie führt ihn an, als das Morgenzeichen einer kommenden Zeit.

Nachdem der Roman vollendet war, wollte sie ihn der Öffentlichkeit übergeben. Das war aber nicht so leicht. Die ersten Widerstände machten sich geltend. Die Verfasserin ahnte nicht, dass dies die erste Reaktion gegen ihre aufklärende Tat war und dass sich diese Widerstände in Zukunft mehren sollten, — ja, dass ihr ganzes ferneres Leben der Bekämpfung dieses Widerstandes gewidmet sein sollte. Ein Verleger, der sonst alle Schriften der Baronin in seiner Zeitschrift veröffentlichte, sandte ihr postwendend das Manuskript zurück. „Für unsere Leser nicht geeignet“, hiess es im Begleitschreiben. Der nächste Verleger erklärte, dass der Roman die Leser seiner Zeitschrift verletzen würde. Eine Redaktion hatte die Offenheit, zu erwidern: „Es ist ganz unmöglich, in einem modernen Militärstaat dergleichen zu veröffentlichen.“ Schliesslich musste sie die Absicht aufgeben, den Roman in irgend einer Zeitschrift herauszubringen. Sie sandte das Manuskript nach Dresden zu ihrem Verleger, um es in Buchform auf den Markt zu bringen. Doch auch dieser zauderte. Er verlangte Aenderung des Titels und Weglassung „aggressiver“ Stellen, just jener Stellen, die eben die Bedeutung des Romanes ausmachten. Die Baronin wollte aber von diesen Aenderungen nichts wissen. Sie setzte ihren Willen durch. Der Verleger ging zaudernd an die Drucklegung; er war überzeugt, dass der Roman verboten werden würde. Ende 1889 erschien er.

Das Buch wirkte wie eine Bombe. Die Zeitungen behandelten es in langen Artikeln, hervorragende Schriftsteller berichteten darüber, und im April 1890 wurde es sogar von der Tribüne des österreichischen Reichsrates herab vom Finanzminister zitiert. Rosegger nannte es ein



Ereignis in seinem Leben und sprach ahnungsvoll den Wunsch aus, dass es in alle Kultursprachen übersetzt werden und dass sich Gesellschaften bilden mögen, die den Vertrieb des Buches in die Hand nehmen möchten, wie die Bibelgesellschaften den Vertrieb der Bibel. Und Hans Land sagte in einem im Februar 1890 in Berlin darüber gehaltenen Vortrage: „Wie ein Evangelium soll es Jünger finden, die es in die Welt tragen!“

Diese Wünsche gingen gar bald in Erfüllung. Der Roman ist in acht Sprachen übersetzt worden; die teure Ausgabe erschien bereits in 31. Auflage und eine Volksausgabe, die vor einigen Jahren herausgegeben wurde, ist bereits in einer Viertelmillion Exemplaren abgesetzt worden. Die Friedensgesellschaften vertreiben dieses Buch, wie die Bibelgesellschaften die Bibel.

Die Wirkung des Buches für die Friedensidee war eine gewaltige. In Deutschland und Oesterreich, wo die Geister gegenüber dem neuen Gedanken länger immun blieben, als in anderen Ländern, wurde das Denken über Krieg und Frieden in intensivster Weise angeregt. „Die Waffen nieder!“ wurde ein Schlagwort; es wurde das Programm einer Bewegung ehe diese Bewegung noch geboren war. Es gibt eine Menge Aestheten, die den künstlerischen Wert dieses Romanes herabzusetzen suchen, ihn überhaupt bestreiten. Sie mögen Recht oder Unrecht haben. Aber das Urteil über die Bedeutung des Romanes kommt dem Aestheten gar nicht zu; es wird von einer höheren Warte gefällt. Der Kulturhistoriker hat darüber zu entscheiden und er wird nicht umhin können, zu sagen, dass dieses Buch — möge es sogar ein schlechter Roman sein — eine Tat bedeutet, eine Tat, von der die Geschichte sprechen wird.

Es ist nämlich das Merkwürdige bei diesem Bucherfolge, dass er nachhaltig wirkte. Dass er nicht nur für den Augenblick die Geister erschütterte, sondern dass Folgen eintraten, die die Erschütterung der Geister im Sinne des Fortschrittes ausnützte. Die Literaturgeschichte weiss nur von einem solchen Erfolge zu erzählen. Es war dies „Onkel Toms Hütte“ von der Beecher-Stowe, das ebenso auf die Bewegung zur Sklavenbefreiung wirkte, wie der Roman „Die Waffen nieder!“ auf die Friedensbewegung. Die Erklärung dieses Erfolges des Suttnerbuches ist darin zu finden, dass eben hinter dem Buche eine Persönlichkeit stand. Und diese Persönlichkeit setzte sich in den Dienst der Bewegung,



die der Roman angefacht hatte und die andernfalls verpufft, zum mindesten auf Jahre hinaus noch brach gelegen wäre. Bertha von Suttner wurde durch ihr eigenes Werk beeinflusst. Sie hatte den Roman nicht als Agitatorin für die Friedensidee geschrieben. Erst der Erfolg des Romanes hatte sie dazu gemacht. Er griff entscheidend in ihr eigenes Leben ein.

Das kam so: Während eines Aufenthaltes in Venedig im Frühjahr 1891 suchte sie der englische Pazifist Felix Moscheles auf, der sich zufällig in Venedig befand, kurz vorher den Roman gelesen hatte und den Wunsch hegte, die Verfasserin kennen zu lernen. Er suchte die Baronin zur weiteren Vertretung der in ihrem Romane enthaltenen Idee zu bestimmen. Und das gelang ihm sehr leicht. Die Baronin verkehrte damals viel mit dem italienischen Parlamentarier Pandolfi, mit dessen Gattin sie eng befreundet war. Pandolfi führte in Venedig ein grosses Haus und sah die beste Gesellschaft bei sich. Dieser wurde zu den Konferenzen zwischen Moscheles und der Baronin hinzugezogen, und das Ergebnis war zunächst die Gründung einer Friedensgesellschaft in Venedig und in der Folge die Gründung einer interparlamentarischen Friedensgruppe am Monte Citorio. Diese Gruppe wurde mit der Aufgabe betraut, die für den Herbst 1891 für Rom in Aussicht genommene interparlamentarische Konferenz vorzubereiten. Die Baronin kehrte mit ihrem Gatten nach Wien zurück und wandte sich sofort an einige führende Persönlichkeiten des österreichischen Parlamentes, um auch in dessen Schoss die Gründung einer interparlamentarischen Gruppe einzuleiten. Da aber in Rom im Herbste neben der interparlamentarischen Konferenz auch der dritte Weltfriedenskongress abgehalten werden sollte, war es notwendig, damit auch Oesterreich auf diesem Kongress vertreten sein könne, in Wien eine Friedensgesellschaft zu begründen. Am 3. September 1893 veröffentlichte die „Neue Freie Presse“ als Leitartikel den flammenden Aufruf der Baronin Suttner. Dieser Aufruf fand in allen Bevölkerungskreisen die wärmste Zustimmung. In grosser Zahl kamen Beitrittserklärungen zu der zu gründenden Gesellschaft. Diese konnte alsbald konstituiert werden. Die Baronin wurde zur Präsidentin erwählt. Das war ihre Schicksalsstunde.

Das beschauliche Leben als Schriftstellerin in dem weltabgeschiedenen



Harmannsdorf hörte auf. Ein Leben voll Kampf und voll Bewegung begann. Das Räderwerk jener Bewegung, das sie in Gang gesetzt hat, hatte sie selbst erfasst. Es gab kein Entrinnen mehr. Noch im November 1891 reiste sie mit ihrem Gatten, der bis zu seinem Lebensende der treue Begleiter und erste Mitarbeiter der Baronin war, nach Rom. Die internationale Teilnehmerschaft der interparlamentarischen Konferenz und des Friedenskongresses liessen es an Ehrungen für sie nicht fehlen. Ihr Ruf war schon damals weit über das deutsche Sprachgebiet hinausgegangen. Als erste Frau sprach sie am Kapitol. Der Kongress selbst bildete einen entscheidenden Erfolg der Friedensbewegung. Er fand zum erstenmal ein Echo in der ganzen Welt, und in Rom war es, dass sich die Bewegung organisierte. Die beiden Berner Bureaus der Friedensbewegung, das interparlamentarische Amt und das Friedensbureau, die Zentralstelle der Friedensgesellschaften, wurden damals begründet. Baronin von Suttner wurde zur Vizepräsidentin des Bureaus ernannt.

Nach Wien zurückgekehrt, ging sie daran, die Herausgabe einer Revue vorzubereiten, die unter dem Titel ihres Romanes von Neujahr 1892 ab in Berlin erscheinen sollte. Der Schreiber dieser Studie hatte ihr den Vorschlag gemacht und den Verlag der neuen Revue übernommen. Sie nahm das Anerbieten mit Freuden an. So entstand ein Kampforgan für die Idee, das im Mittelpunkt des stärksten Militärstaates erscheinen sollte. Der Roman war schon in Deutschland erschienen und fand dort Tausende von Lesern. Nunmehr trug sie mit dieser Revue die direkte Aktion in das Reich hinein. Die neue Revue scharte gar bald alle geistigen Vertreter der in Deutschland noch so jungen Bewegung um sich. Die ersten Namen der geistigen Elite befanden sich unter den Mitarbeitern. Die Wirkung blieb nicht aus. Die nächste Folge dieses Kampfblattes war die Gründung einer Deutschen Friedensgesellschaft in Berlin. Die aufgerüttelten Kriegsgegner mussten organisiert werden. Schon mit Beginn der ersten Nummer der Revue „Die Waffen nieder!“ hatte die Baronin in der Korrespondenz mit ihren Berliner Freunden die Gründung einer Friedensgesellschaft für Deutschland angeregt. Sie hörte nicht auf, immer wieder darauf zurückzukommen. Im März 1892 war sie selbst in Berlin. Der Verein „Berliner Presse“ hatte sie zu



einer Vorlesung eingeladen und gab ihr zu Ehren ein grosses Bankett, an dem viele Parlamentarier, Gelehrte und Literaten teilnahmen. Sie benutzte die Gelegenheit, um mit verschiedenen Persönlichkeiten Fühlung zu nehmen. Aber die Gründung ging nicht so leicht von statten. Partei- und Personenfragen spielten hinein. Endlich gelang es im Spätherbst einen geeigneten Vorsitzenden zu finden und am 21. Dezember fand die konstituierende Sitzung der Deutschen Friedensgesellschaft statt. Am selben Tage schrieb sie, die von der anberaumten Sitzung und der Findung eines geeigneten Vorsitzenden unterrichtet wurde, an den Schreiber dieser Studie: „Wie zitternd ist mein Herz dabei, wie freute ich mich über Ihr „habemus papam!“. — Ja, das wäre eine Weihnachtstat“.

Eine neue Tätigkeit füllte die Zeit der Baronin vollkommen aus. Da hatte sie sich um die Redaktion der Revue zu kümmern, für diese und für die Tagespresse Artikel zu schreiben, die unerschöpfliche Korrespondenz mit den Gesinnungsgenossen in allen Ländern und auch mit Gegnern, die sie zu bekehren suchte, zu erledigen. Da hatte sie die Organisation ihrer österreichischen Gesellschaft zu leiten, Sitzungen einzuberufen und abzuhalten, Versammlungen zu arrangieren, Vorträge zu halten und für die Agitation namentlich für die Geldbeschaffung zu sorgen. Alle Augenblicke musste sie ihr geliebtes Harmannsdorf verlassen, um auf kürzere oder längere Zeit nach Wien zu gehen. An beschauliche literarische Arbeit war fernerhin nicht mehr zu denken. Zu alledem kamen aber noch die Reisen zu den Kongressen und zu den Sitzungen des Berner Bureaus. Diese Wanderungen durch das alte Europa und sogar durch Amerika zeigen aber am besten die Rastlosigkeit und Beharrlichkeit ihrer Arbeit.

Im Jahre 1892 sahen wir sie auf dem Friedenskongress und der interparlamentarischen Konferenz in Bern. Damals lernte sie Nobel kennen und interessierte ihn für die Friedensidee. Im Jahre 1894 war sie in Antwerpen zum Friedenskongress und unmittelbar darauf in Haag zur Sitzung der interparlamentarischen Konferenz. In demselben Haag, das fünf Jahre später für die Friedensidee von so grosser Bedeutung werden sollte. 1896 nahm sie an dem Friedenskongress und an der interparlamentarischen Konferenz zu Budapest teil. Auf der



letzteren lernte sie einen russischen Staatsmann kennen, der — was damals noch wenig beachtet wurde — im Auftrage des Zaren den Sitzungen der Konferenz beiwohnte, um über diese Bericht zu erstatten. Im Jahre 1897 weilte sie auf dem Friedenskongress in Hamburg. Egidy, den sie schon kannte hatte sich ebenfalls eingefunden und sich damals ganz in den Dienst der Bewegung gestellt, der er anfangs nur sympathisch gegenüberstand. Auf allen diesen Kongressen, wie auch auf den folgenden oblag der Baronin als der populärsten Erscheinung die schwierigste Aufgabe. Sie hatte nicht nur den Sitzungen beizuwohnen und an den Erörterungen teilzunehmen, sondern auch in den vorbereitenden Ausschüssen an der Bewältigung der Hauptaufgabe mitzuwirken. In den Sitzungen ergriff sie selbst oft das Wort und in vielen Fällen war sie es, deren feiner Takt und Autorität dazu beitrug bei geteilten Meinungen die Einigung herbeizuführen. Aber ausser diesen Kongressarbeiten oblag ihr auch noch ein gut Teil der Repräsentation; nach unten wie nach oben. Nach unten insofern, als sie bei den im Anschluss an den Kongressen stets arrangierten grossen Volksversammlungen als Rednerin aufzutreten hatte. Damals bei Sagebiel in Hamburg, mochten gegen 5000 Personen anwesend gewesen sein. Ein sonderbares Publikum. Damen in höchster Eleganz, die im Vorsaal von livrierten Dienern erwartet wurden und neben ihnen Arbeiter ohne Hemdkragen und einfache Frauen aus dem Volke ohne Kopfbekleidung. Die Repräsentation nach oben galt den staatlichen Behörden und deren Vertretern, die die Kongresse begrüsst; den Diplomaten, die an ihnen teilnahmen und wiederholt auch dem Staatsoberhaupte.

Da kam das Jahr 1898 heran. Es geschah das Unerwartete. Der Zar erliess sein Manifest zu Gunsten einer Verminderung der Rüstungslasten. Er kleidete den Ruf „Die Waffen nieder!“ in die Form einer diplomatischen Note, die zu einer internationalen Friedenskonferenz einberief. Dieser 23. August war ein Triumphtag für die Uermüdlche. Noch sollte es kein Sieg sein; aber einen grossen Fortschritt bedeutete es doch. Krönung jahrelanger Arbeit war es. Neun Jahre waren vergangen, seitdem ihr Roman erschienen war. Wie sehr hatte sich aber in diesen neun Jahren die Struktur der Welt verändert. Die Friedensbewegung beherrschte die Geister, sowohl die der Anhänger, wie die der



Gegner. Die Bewegung war in allen Kulturländern organisiert. Nunmehr nahmen sich die Diplomaten der Sache an, nunmehr sollte die offizielle Welt das erfüllen, was die unoffizielle schon so lange gefordert hatte.

Für dieses Jahr war kein Friedenskongress vorgesehen; aber das grosse Ereignis machte eine Aussprache der leitenden Pazifisten erforderlich. Schnell wurde eine erweiterte Generalversammlung des Berliner Bureaus nach Turin einberufen. Die Baronin fand sich mit ihrem Gatten ein. Als Graf Murawiew, der Unterzeichner des Zarenaufrufes, auf seiner Rundreise bei den europäischen Kabinetten im Oktober 1898 nach Wien kam, empfing er die Baronin mit ihrem Gatten. Aus dem Munde jenes Staatsmannes hatte sie dann vernommen, dass die Lektüre ihres Romanes mit dazu beigetragen habe, dem Zaren die Idee zu seinem Manifeste zu suggerieren.

Als dann im Mai 1899 im Haag die Konferenz zusammentrat, reiste sie zum zweitenmal dahin. Im Hotel Central schlug sie ihren Sitz auf. Ihr Salon wurde bald der Mittelpunkt des politischen Verkehrs ausserhalb der Konferenz. Die in grosser Zahl nach dem Haag gekommenen Pazifisten, die Journalisten aller Länder und zahlreiche Diplomaten von der Konferenz trafen sich dort zusammen. Es fehlte auch nicht an Schriftstellern, noch an bildenden Künstlern. Bloch und Stead, die dort eine wirksame Agitation betrieben, befanden sich im Salon Suttner*) ein. Ausserhalb ihres Salons verschaffte ihr ihre Stellung Zutritt zu allen festlichen Veranstaltungen, die aus Anlass der Konferenz abgehalten wurden und so trat sie in direkten Verkehr mit den Mitarbeitern am Haager Werke. In ihrem „Haager Tagebuch“ hat sie die reichen Erlebnisse jenes Sommers selbst beschrieben. Dass die Diplomaten ihren Umgang schätzten, dass sie sich nicht nur oft Rat bei ihr holten, dass sie sogar einmal direkt um Intervention angegangen wurde, ist aus den Denkwürdigkeiten des bekannten amerikanischen Diplomaten White zu ersehen. In einem kritischen Augenblicke wandte der Vertreter dieser Grossmacht sich an die Vertreterin der pazifistischen Welt, sie bittend,

*) Ueber den „Salon Suttner“ siehe in meinem Buche „Unter der weissen Fahne; aus der Mappe eines Friedensjournalisten“, Berlin 1901.



ihren Einfluss in der Oeffentlichkeit geltend zu machen zu Gunsten einer glücklichen Ueberwindung der Krisis.

Vom Haag aus begab sich Baronin Suttner geradewegs nach Christiania, wo anfangs August die interparlamentarische Union zu ihrer Jahreskonferenz zusammentrat. Dort traf sie sich abermals mit Bloch und später mit Stead, der aus dem Haag den Text des Schlussprotokolls nach Christiania brachte. Diese Tagung der interparlamentarischen Union war eine Art Siegesfeier. Hatte doch das Haager Werk die Arbeiten der Union gekrönt und viele ihrer Pastulate erfüllt. Sie beantwortete dieses Ereignis mit dem Wunsche nach baldiger Vereinigung einer zweiten Konferenz. Die Unterschriften unter das Protokoll der ersten waren noch nicht trocken.

Nach dem Konferenzjahr noch immer keine Rast. Im Gegenteil, verstärkte Arbeit, verdoppelte Anstrengungen. Jetzt musste die Oeffentlichkeit über die Bedeutung des Konferenzwerkes aufgeklärt werden. Sie tat es durch vermehrte Artikel in den Zeitungen durch erhöhte Anspornung der Vereinstätigkeit. 1900 finden wir sie im Friedenskongress zu Paris, 1902 auf dem von Monaco. Bei dieser Gelegenheit machte sie die nähere Bekanntschaft des feinsinnigen, von pazifistischem Geiste beseelten Fürsten Albert von Monaco, bei dem sie seitdem alljährlich während der Frühjahrssaison an der Riviera, Gast auf seinem Märchenschlosse am Meere ist. Im selben Jahre finden wir sie auch noch in Luzern, wo sie das von Johann Bloch begründete Kriegs- und Friedensmuseum eröffnen half. Noch war sie von ihrem Gatten begleitet. Es war aber das letzte mal. Im Dezember desselben Jahres schloss er seine Augen. Sie stand allein.

Im darauffolgenden Jahre feierte sie unter den Sympathiebezeugungen aus allen Teilen der Erde und aus allen Gesellschaftsschichten ihren 60. Geburtstag. Der Tod ihres Mannes hatte sie schwer getroffen. Aber dennoch raffte sie sich auf und fuhr 1903 zum Friedenskongress nach Rouen und 1904 scheut sie, die 61 jährige, die Reise über den Ozean nicht, um an dem Friedenskongress in Boston teilzunehmen. Aber mit der Kongressteilnahme hatte es dabei noch nicht das Bewenden. Die amerikanischen Friedensfreunde nützten die Anwesenheit der populären Persönlichkeit aus und schleppten sie durch die Vereinigten Staaten von



Stadt zu Stadt. Vierzehn Tage kam sie nicht von der Eisenbahn. Ueberall musste sie Reden halten, überall wurde sie gefeiert und vom Versammlungssaal ging es gleich wieder zur Bahn. Heldenmütig und ohne Schaden ertrug sie diesen Flug durch die Union. An Körper und Geist erfrischt, kam sie im Herbst nach Wien zurück. 1905 nahm sie am Friedenskongress in Luzern teil und beteiligte sich bei dieser Gelegenheit an der Gründung des anglo-deutschen Freundschaftskomitees, das in der Folge so reiche Früchte tragen sollte. Vom Kongress zurückgekehrt, setzte sie sich auf die Bahn, um drei Monate lang in ca. 40 deutschen Städten Vorträge zu halten.

Auf dieser Reise passierte ihr etwas Seltsames. Sie befand sich gerade in Wiesbaden. Ein Depeschbote überbrachte ihr ein Telegramm, das nach Wien adressiert war und ihr unter Nachnahme einer Gebühr von M. 3.— nachgesandt wurde. Sie wollte die Annahme verweigern, denn diese Nachzahlungen hatten sich in ärgerlicher Weise gemehrt. Da aber überlegte sie es sich noch und liess den Boten zurückrufen. Der Inhalt des teuren Telegramms lautete: „Verehrte Frau! Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass das Nobelkomitee in seiner heutigen Sitzung beschlossen hat, Ihnen den Nobelpreis der Friedensstiftung für 1905 zu verleihen. Loevland, Minister des Aeussern.

Das war eine Ueberraschung. Und dennoch verstand sie etwas, was wenige vermocht hätten: jedermann diese Meldung zu verschweigen. Auch ihre nächsten Bekannten wussten nichts davon. Der Depesche war nämlich ein Vermerk beigegeben, worin ihr Diskretion zur Pflicht gemacht wurde. Die Mitteilung sollte erst durch die zehn Tage später in Anwesenheit des Königs erfolgende offizielle Erklärung in Christiania bekannt gemacht werden. Und so geschah es auch.

Nun hatte sie den wohlverdienten Lohn für ihre Mühen erhalten. Den doppelverdienten. Sie hatte den Preis nicht nur durch ihre Tätigkeit verdient, sondern auch weil sie es ja war, die die Stiftung dieses Preises durch Nobel veranlasst hatte. Als sie den grossen Menschenfreund im Jahre 1892 in Bern kennen lernte, wusste er noch garnichts von der Friedensbewegung. Sie war damals in Zürich der Gast Nobels. Bei dieser Gelegenheit sprach er mit ihr viel über die Bewegung und liess sich von ihr Erklärungen geben. „Wenn ich die Ueberzeugung gewänne,



sagte er damals zu ihr, dass durch die Liga deren Ziele näher gerückt werden könnten, so würde ich einen grossen Betrag bestimmen; doch muss ich über die Sache zuerst genau unterrichtet werden“. Seither blieb die Baronin mit Nobel in Korrespondenz und noch wenige Tage vor seinem Tode schrieb er ihr, dass er Bestimmungen getroffen habe, dass derjenige „oder diejenige“, so schrieb er ausdrücklich, die für die Bewegung am meisten geleistet haben, durch einen alljährlich zur Verteilung kommenden Preis in die Lage gesetzt werden sollen, in materieller Unabhängigkeit zu wirken.

Aber noch mehr wurde mit dieser Verleihung belohnt. Es war nicht allein das Verdienst, den Preis angeregt zu haben, nicht das Verdienst einer 1¹/₂ Jahrzehnte langen rastlosen Arbeit. Es war auch eine — wenn auch nur schwache — Entlohnung für das erduldet Leid, für die Entsagungen, die der Kampf auferlegte. Sie hätte in ruhiger Beschaulichkeit auf ihrem Landsitz leben und als Romanschriftstellerin Ruhm und reichen Ertrag einheimen können. Als sie sich aber für eine verkannte Idee in die Arena des Kampfes begab, musste sie sich Angriff und Wunden gefallen lassen. Und wie wurde diese Frau bekämpft, beschimpft, verlacht. Man glaubte eben in ihr die Idee, die ganze Bewegung zu treffen. Wie wurden ihre Ansichten entstellt, ihr ruhiges Glück getrübt, ihr ganzes Leben erschüttert. Sie ertrug es gelassen. Für sie gab es kein Zurück von dieser lärmenden, dornigen Bahn. Sie ertrug die Wunden und auch die Entbehrungen. Denn auch solche brachte dieser Kampf mit sich. Baronin von Suttner war nicht reich. Ihre Feder verschaffte ihr jedoch ein angemessenes Einkommen, das ihr die Möglichkeit gab, standesgemäss zu leben. Als sie jedoch in den Kampf trat, ging dieses Einkommen verloren. Zunächst fand sie gar keine Zeit mehr zu dichterischem Schaffen, und ihr früheres Publikum wandte sich von ihr ab. Freilich hatte sie ein tausendfach grösseres gefunden. Aber der Dienst für diese Massen brachte keinen materiellen Gewinn mehr. So kam der Nobelpreis zur rechten Stunde, um der grossen Frau einen sorgenlosen Lebensabend zu sichern.

Das Jahr 1906 sah sie wieder auf verschiedenen Reisen. Im Sommer nahm sie an der denkwürdigen Sitzung der interparlamentarischen Konferenz in London teil. Kurz vorher hatte sie eine Tournée durch



Skandinavien gemacht. Das kam so. Nach dem Statut der Nobelstiftung müssen die Laureaten in Christiania einen Vortrag halten. Dies benützten die Friedensfreunde in Dänemark, Norwegen und Schweden, um sie zu einer Vortragstourné durch ihre Länder einzuladen. Sie sagte zu. Von Christiania ging es nach Stockholm, Goetheborg, Malmö, Upsala, dann nach Kopenhagen. Ueberall fand sie grosse Zuhörerkreise, überall wurde sie gefeiert. Ihre nordische Fahrt glich einem Triumphzuge. Im Herbst begab sie sich wieder nach Mailand zum Friedenskongress. „Es ist mein letzter Friedenskongress“ sagte sie mir, als wir auf der Rückfahrt in Mailand in das Coupé stiegen.

Ja, der letzte Das Jahr 1907 kam heran, und mit ihm die zweite Haager Konferenz. Das Werk von 1899 bewies seine Lebenskraft. Die politischen Vertreter der ganzen Erde kamen diesmal nach dem Haag zum Friedenswerk und pünktlich am Eröffnungstage fand sich auch die Baronin Suttner ein. Wieder hatte sie einen Salon eröffnet. Diesmal allein, ohne die treue Begleitung des Gatten. Wieder sammelten sich bei ihr die Pazifisten und Journalisten und zahlreiche Vertreter der Diplomatie. Wieder eilte sie von Empfang zu Empfang, nahm sie an den Routs und Diners der Gesandtschaften und der Delegationen teil und blieb so in steter und reger Verbindung mit den Männern, die berufen waren, im Haag die Friedensorganisationen auszubauen. Aber damit war diesmal ihr Werk noch nicht erledigt. Es traten Aufgaben hinzu, die sie 1899 nicht gekannt hatte. So half sie William T. Stead bei der Herausgabe des täglich erscheinenden Konferenzkurier, und ausserdem hielt sie über ein Dutzend Vorträge im „Cercle International“, der als Treffpunkt der an der Konferenz interessierten Fremden seitens einiger holländischer Friedensfreunde für die Dauer der Konferenz errichtet wurde. Aber diesmal blieb sie nicht bis zum Schlusse. Etwas ermüdet reiste sie Mitte August ab. Anfang September finden wir sie in München auf dem Friedenskongress. Dass sie Anfangs Mai, kurz vor der Eröffnung der Haager Konferenz, in Wien selbst einen kleinen Kongress veranstaltet hatte, den Kongress der Friedensgesellschaften der Dreibundländer, sei nur in Paranthese hier erwähnt.

Nach Wien zurückgekehrt, sprach sie abermals die Absicht aus, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Wenn sie das sagt, duldet



sie keinen Widerspruch. Sie hasst jede Phrase. Und so bleibt den Freunden nur übrig, sich ihren Teil zu denken. Wissen sie doch, dass sie bei dem nächsten Friedensalarm wieder zur Stelle sein wird, wie ein Schlachtenschimmel, wenn er das Signal blasen hört. Ihrem ganzen Wesen nach scheint sie nicht der Mensch zu sein, der es über sich bringen könnte, im Austragstüberl auf den Abgang zu warten. Sie ist vielmehr ganz danach angetan, einst in den Sielen zu sterben. Aber ihre vielfachen Rücktrittsgedanken haben doch auch ein gutes Ergebnis gezeitigt. Sie sah sich veranlasst, ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben. Unmittelbar nach dem Münchener Kongress nahm sie sie in Angriff. Eine grosse deutsche Verlangsanstalt hat bereits den ersten Band in Händen, und das vollständige zweibändige Werk, das so viel Interessantes bringen dürfte, wird erst im Herbst dieses Jahres erscheinen.

Diese kurze Chronik der Suttnerschen Aktion für die Friedensidee konnte natürlich nur den äusseren Rahmen dieser Tätigkeit zeigen. Es ist unmöglich auf den reichen Inhalt dieser Tätigkeit alles einzugehen, unmöglich nur anzudeuten, was sie auf diesen Wanderungen und am Schreibtisch daheim geleistet hat. Besonders reich war ihre journalistische Tätigkeit auf diesem Gebiete. Im Grunde genommen ist sie eine Journalistin, eine Journalistin höheren Stiles. Sie besitzt eine ganz besondere Gabe zur Erfassung der Geschehnisse und zu deren Charakteristik in kurzen Strichen. Sie findet die verblüffendsten Bilder und ihre Aperçues und Einfälle überraschen durch ihre scharfe Prägung. Reich ist sie in der Erfindung knorriger und gleichzeitig auch treffender Worte. Darin hat sie nur noch einen, der ihr gleichkommt in der deutschen Literatur: Johannes Scherr. Ein ungeheurer Schatz geistreicher und treffender Bemerkungen liegt in ihren zahlreichen Artikeln aufgespeichert, und für den Kulturhistoriker werden ihre „Randglossen zur Zeitgeschichte“ die sie früher in „Die Waffen nieder!“ jetzt allmonatlich in der „Friedens-Warte“ veröffentlicht, von grossem Werte sein. Bilden sie doch einen laufenden Kommentar zur Zeitgeschichte von der Warte des Pazifismus aus betrachtet. Wiederum war es der Wert ihrer Persönlichkeit, der ihr bei ihrer journalistischen Aktion hilfreich zugute kam. Ihr, der berühmten Frau, dem grossen Menschen, öffneten sich die Spalten aller Journale, aller Revuen. Auch jener, die



sonst der Sache, die sie vertritt, skeptisch oder gegnerisch gegenüberstehen. Auch das gehört auf das Konto ihrer Bedeutung für die Förderung der Idee.

Es ist, wie ich sagte, hier bloss der Rahmen gespannt worden. Wer aber den Umfang dieses Rahmens überblickt und innerhalb dieses Rahmens sich schaffend und kämpfend die Persönlichkeit vorstellt, deren Eigenschaften ich mich bemühte, hier kurz zu skizzieren, der wird sich jedenfalls einen Begriff machen können von der Bedeutung dieser grossen deutschen Frau, von ihrem Lebenswerke und von ihrer Stellung in der zeitgenössischen Friedensbewegung; der wird auch verstehen können, warum die öffentliche Meinung ihren Namen mit der Bewegung selbst identifiziert.

Aus Leben und Liebe.

Bertha von Suttner ist ein Soldatenkind. Bei ihr wiederholt sich die Geschichte der aus der Art geschlagenen Deszendenz. Die alte Geschichte; die auch immer neu bleibt. Wie Lilly Braun, als Tochter der Exzellenz eine Vorkämpferin des Sozialismus wurde, so Bertha von Suttner als Tochter des Feldmarschalls, die Führerin der Antikriegsbewegung. Nur fiel bei der Suttner der Kampf in der Familie weg. Sie wurde niemals als die verlorene Tochter betrachtet; galt niemals als das verirrte Schaf. Ihr Vater starb, als sie zwei Jahre alt war. Und hätte er auch gelebt; er hätte wohl schwerlich Anlass gehabt, mit seiner Tochter über deren Gesinnung in Meinungsverschiedenheiten zu kommen. Denn erst im vorgerückten Alter wurde sie zum Outsider ihrer Kaste. In ihrer Jugend unterschied sie sich durch nichts von den Geschöpfen ihres Milieus. Sie war ein echtes „Kontesserl“. Die Weltordnung erschien ihr aufs beste bestellt und alle Vorurteile ihrer Kreise galten ihr als richtig und unantastbar. Sie war militärfromm und gottesgläubig, im übrigen lebenslustig, wie alle jungen Damen der österreichischen Aristokratie; von des Gedankens Blässe wenig oder garnicht angekränkt.

Sie wurde 1843 in Prag geboren. Nach des Vaters Tod übersiedelte sie mit ihrer Mutter nach Brünn, wo ihr eine ausgezeichnete



Erziehung zuteil wurde. Die Mutter war eine Anverwandte Theodor Körners, war selbst dichterisch veranlagt und hatte eine gute Erziehung genossen. Sie war daher auch darauf bedacht, ihr einziges Kind, das nach jeder Richtung Begabung zeigte, geistig zu entwickeln. Die junge Komtesse lernte frühzeitig die europäischen Hauptsprachen und gab sich mit besonderem Eifer dem Studium der Musik hin. Später bildete sie sich auch in der Gesangkunst aus, wobei ihre Leistungen über das Mittelmaß hinausgegangen sein sollen. Massgebend für ihre spätere Entwicklung war doch ihr grosser Leseeifer. Die Lektüre, der sie sich bereits in frühen Jahren hingab, führte sie gar bald aus dem geistigen Bannkreise ihrer Gesellschaftsschicht heraus. In früher Jugend legte sie so die Grundlage zu ihrer Persönlichkeit, die sich erst in späteren Jahren unter dem Einfluss besonderer Verhältnisse entwickeln sollte. Von ihren Mädchenjahren ist nicht viel zu sagen. Sie lebte in der grossen Welt und nahm an den Vergnügungen dieser Welt regen Anteil. Mit ihrer Mutter verbrachte sie einen Teil des Jahres auf Reisen. Bald sehen wir sie in Venedig, bald in Paris, bald in den fashionablen Bädern wie Baden-Baden, Homburg, Ostende etc. Ueberall wurde sie von der Gesellschaft mit offenen Armen empfangen. Sie war schön und die Trägerin eines guten alten Namens. In Paris trat sie mit der Fürstin von Mingrelien und ihrer Tochter der nachmaligen Prinzessin Murat in rege freundschaftliche Beziehungen und in Baden-Baden lernte sie 1876 Kaiser Wilhelm I. kennen, der ihr in einem Briefe, den sie als ein Kleinod aufbewahrt, die ehrerbietigsten Komplimente machte. Von ihrem Liebesleben wissen wir nicht viel. Eine Verlobung in jungen Jahren endete durch den Tod des Bräutigams. Es war ein Prinz Wittgenstein, der auf einer Reise nach Amerika verstarb und in die Fluten des Ozeans versenkt wurde. Dieses Ereignis hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und ihre Trauer währte viele Jahre. Die Dreiunddreissig hatte sie bereits überschritten, als sie sich — am 12. Juni 1876 — mit dem Baron Arthur Gundaccar von Suttner vermählte. Es war eine Liebesheirat mit allem romantischem Beiwerk. Der junge Gatte war sieben Jahre jünger als seine Frau. Die Eltern beider Teile waren gegen diese Verbindung. So heiratete man heimlich und „floh“. „Die Flucht nach dem Kaukasus“ könnte



man über das Kapitel ihres Lebens schreiben, das nun begann. Massgebend für die Wahl dieses für flüchtige Liebespaare etwas ungewöhnlichen Zieles war der Umstand, dass in Tiflis die mingrelische Fürstenfamilie residierte, deren Bekanntschaft die junge Komtesse vor Jahren in Paris gemacht hatte.

Diese Flucht war das entscheidende und das grosse Ereignis im Leben der Baronin Suttner. Mit ihr begann eine der glücklichsten und idealsten Ehen, die man sich vorzustellen vermag und mit ihr begann auch die Schriftstellertätigkeit der Baronin, durch die sie gar bald zur Friedensbewegung hinübergeleitet wurde.

Ueber diese Flucht und über den Aufenthalt im Kaukasus ist ein hochinteressantes Dokument vorhanden, das einen Einblick in den idealen Herzensbund gestattet, den hier zwei gleichgestimmte Seelen mit einander eingegangen waren. Es ist das etwas geheimnisvoll betitelte Büchlein „Es Löwos“, das Baronin Suttner anfangs der neunziger Jahre in Buchform herausgab, nachdem es schon einige Jahre früher anonym in der „Gesellschaft“ erschienen war. „Es Löwos“ ist eine Vokabel aus der eigenartigen Liebessprache, die das Paar für den eigenen Gebrauch konstruiert hatte. Ein Wort aus der Grammatik eines in inniger Liebe verbundenen Menschenpaares, für das die gewöhnliche Sprache zu arm und zu profan war, um seinen Bedürfnissen und Gefühlen den richtigen Ausdruck verleihen zu können. Den Anfang dieses seltsamen Büchleins, kann ich mir nicht versagen hier wiederzugeben, schildert er doch in so beredter Weise die ganze Situation der „Flüchtlinge“. Es sei nur vorausgeschickt, dass das Buch von der Baronin geschrieben ist; da sie aber für ihre Schriften zu Anfang ihrer schriftstellerischen Karriere ein Pseudonym gewählt hat, das einen Mann vermuten liess, so ist das ganze Büchlein vom Standpunkte des beteiligten Gatten aus geschrieben.

„Meine Frau und ich“ so fängt es an „haben einander insgeheim geheiratet. Wir hatten uns drei Jahre unaussprechlich lieb gehabt . . . besaßen kein Vermögen; die Eltern mochten von einer Heirat nichts wissen — wollten uns trennen; da haben wir den Streich ausgeführt, uns in aller Stille aufbieten und trauen zu lassen — und mit Hinterlassung eines Briefes an die Eltern segelten wir direkt nach Asien.



Tausend Gulden in der Tasche, Talente, Kenntnisse angenehme äussere Persönlichkeit, Arbeitslust: damit wollten wir uns durch die Welt schlagen — womöglich uns ein Vermögen machen und triumphierend in die Heimat zurückkehren. Und sollte uns dieses auch nicht gelingen — einander haben, war schon Lebenslohn genug.

Das Durchkämpfen haben wir redlich ausgeführt. Lektionen, Konzerte, Buchführung in Handlungshäusern, Bauleitungen, journalistische Arbeiten — was haben wir nicht alles geleistet, um uns das bisschen Leben zu fristen! Aber zum Vermögenmachen wollte es nicht kommen. Das Ding steht nur in den Büchern — mitunter erleben es auch andere Leute, nur man selbst nicht.

Wir blieben kinderlos und waren recht froh darüber; denn für eine Schar hungernder Kleinen sorgen zu müssen, das hätte uns vielleicht die gute Laune doch verdorben, die uns in unserem Lebensduett nie verlassen hat.

Nein — nie verlassen.

„Es hat Tage gegeben — nicht viele, aber einige — wo wir nichts zum Mittagessen hatten; aber Tage, wo wir miteinander nicht gescherzt, gekost und gelacht hätten, die sind nicht vorgekommen. Und was ferner niemals zwischen uns vorgekommen, das ist: ein bitteres Wort, ein Vorwurf, ein Streit — ein liebloser Gedanke. So etwas haben wir nicht kennen gelernt. — — —“

Not lernt beten. Die Baronin und ihr Gatte fingen im Kaukasus an, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zu verwerten. So begannen sie auch zu schreiben. Der Baron schrieb unter den Namen A. G. Lerei, die Baronin unter dem Namen B. Oulot. Sie sandten ihre Arbeiten an deutsche Journale und fanden guten Absatz. Als sie 1885 nach neunjähriger Abwesenheit nach Europa zurückkehrten, hatte der Name beider in der Schriftstellerwelt bereits einen guten Klang. Sie nahmen ihren Wohnsitz auf dem Schlosse der Suttner im niederösterreichischen Waldviertel, dem alten aus der Ritterzeit stammenden „Harmannsdorf“. Die Mutter der Baronin war 1884 gestorben, die betagten Eltern des Barons hatten sich mittlerweile mit den Ereignissen ausgesöhnt. Auf Harmannsdorf begann dann eine Periode fruchtbaren Schaffens. In dem grossen Arbeitszimmer, das vollgefüllt war mit Andenken an die kaukasische Zeit, mit



Handwritten signature or initials.

kostbaren Teppichen und Waffen, standen ihre Schreibtische nebeneinander, so aber, dass sie sich gegenüber sass. Ihr Blick fiel vom Arbeitstisch in den herrlichen, alten Park hinunter. Hier schufen beide lange Jahre hindurch in ungetrübter harmonischer Eintracht.

Ich habe mich in dieser Studie darauf beschränken müssen, die Baronin in ihrer Stellung als politische Frau zu schildern, sie als Führerin der Friedensbewegung, als welche sie sich einen Weltnamen gemacht hat, zu charakterisieren. Das was sie als Schriftstellerin geleistet hat, hier nur anzudeuten, lässt der zur Verfügung stehende Raum nicht zu. Aber doch muss einiger Schriften Erwähnung getan werden, weil sie darin nicht als Erzählerin, sondern als Sozialphilosophin auftritt, und damit ein Gebiet berührt, dem ihre Lebensarbeit sehr nahe steht. Die erste dieser Schriften war das im Jahre 1878 erschienene „Inventarium einer Seele“. In loser Form nimmt sie darin zu allen Fragen Stellung, die die moderne Welt bewegen und Heinrich Glücksmann hat recht, wenn er sagte, dass in diesem „Inventarium“ „die Keime fast aller ihrer Bücher und noch mancher ungeschriebener“ enthalten sind. Zehn Jahre später gab sie anonym „Das Maschinenzeitalter“ heraus. Es enthält die Kritik unseres Zeitalters von der Warte einer späteren Zeit aus geschrieben. Ein Professor eines kommenden Jahrhunderts hält Vorträge über unser Maschinenzeitalter und seiner verschrobenen Sitten. Dieses Buch machte einen gewaltigen Eindruck. Da es ohne Autornamen erschienen war, schrieb man es Max Nordau und Karl Vogt zu. Niemand dachte daran, dass es von einer Frau herrühre. Und es war die Absicht der Verfasserin, das Buch nicht durch die Bekennung ihrer Autorschaft als ein Frauenwerk von vornherein zu diskreditieren. Erst 1899, als der Ruhm ihres Namens durch die Waffen nieder! gefestigt war bekannte sie sich zur grossen Ueberraschung der Leser als die Verfasserin. Und wieder zehn Jahre nach dem Maschinenalter erschien das dritte sozialpolitische Werk, „Schach der Qual!“ betitelt. Nach einem Ausspruch M. G. Conrads, das beste und reifste, das sie geschrieben hat.

Zu diesen Schriften konnte man noch die Sammlung kurzer Essays hinzurechnen, die unter dem Titel „Dr. Hellmuths Donnerstage“ erschienen sind, und sicherlich auch das grosse Buch „Briefe an einen Todten“ betitelt, das sie dem Andenken ihres Gatten gewidmet hat.



Am 10. Dezember 1902 war Arthur Gundaccar gestorben und das schöne Herzensband der Beiden nach einer 26 jährigen überaus glücklichen Ehe gelöst. Schwer traf sie der herbe Verlust. Bei der innigen Liebe, die diesen Bund zusammengehalten hatte, konnte an einer Ueberwindung des Schmerzes nicht gedacht werden. Die Trauer der Baronin war keine vergängliche. Sie fühlte sich plötzlich als eine Verlassene, Einsame, als ein halber Mensch. Zurückziehen aus der Oeffentlichkeit und nur ganz dem Gedenken des Toten leben, war ihr erster Gedanke, war ihr fester Vorsatz, als sie den Leib des Teuren zu Gotha dem Feuergrabe überantwortete.

Ihr Gatte hatte aber diese Resignation vorausgesehen und deshalb in seinem Testamente den Wunsch ausgedrückt, dass sie nach seinem Tode die Arbeit weiter fortsetze. Die betreffende Stelle im Testament hat folgenden Wortlaut:

„Und nun meine treue Lebensgefährtin Bertha, der ich ein vollkommenes, durch nichts getrübtcs Eheglück verdanke, die mir in Leid und Freud immer gleich zur Seite gestanden, noch ein Wort: Du hast mich glücklich gemacht. Du hast mir geholfen, dem Leben die schönsten Seiten abzugewinnen, mich desselben zu freuen. Keine Sekunde der Unzufriedenheit hat es zwischen uns gegeben, und das verdanke ich Deinem grossen Verstande, Deinem grossen Herzen, Deiner grossen Liebe!

Du weisst, dass wir in uns die Pflicht fühlen, unser Scherflein zum Besserwerden der Welt beizutragen, für das Gute, für das unvergängliche Licht der Wahrheit zu arbeiten, zu ringen. Mit meinem Hingange ist diese Pflicht für Dich nicht erloschen, das gute Andenken an Deinen Gefährten muss Dich aufrecht erhalten. Du musst in unseren Intentionen weiterstreben. Du musst um unsertwillen, um der guten Sache willen die Arbeit fortsetzen, bis auch Du am Ende der kurzen Lebensstation anlangst. Mut also! Kein Verzagen! In dem, was wir geleistet, sind wir einig, und darum musst Du trachten, noch viel zu leisten!“

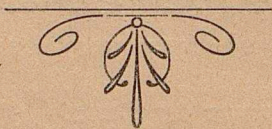
Dieser letzte Willen war der Baronin heilig. Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen und — arbeitete weiter. In dem vorgehenden Abschnitt ist bereits darauf hingewiesen worden, wie sie sich nicht durch die Last der Jahre noch durch den Schmerz um den Heimgegangenen



zurückhalten liess, der grossen und guten Sache weiter zu dienen, der sie ihr Leben gewidmet hat und wie selbst ihre später geäusserte Absicht, sich zurückzuziehen, in dem Moment wieder zunichte ward, wenn es sich darum handelte, mit ihrer Persönlichkeit einzutreten.

Bald nach dem Tode des Gatten übersiedelte sie nach Wien. In der Nähe der Ringstrasse, dort am Stadtpark, richtete sie sich ein neues Heim ein. Sie bewohnt es allein; nur „Kathi“, die treue Dienerin, die sie sich aus Harmannsdorf mitgenommen hat, weilt bei ihr. Um das Mädchen, das schon über ein Jahrzehnt um sie ist, nicht zu verlieren, es aber auch nicht um sein Lebensglück zu bringen, liess sie sie heiraten und nahm ihren Mann als Diener in ihre Dienste. Und noch ein Lebewesen teilt die Wohnung in der Zedlitzgasse. Es ist „Butzerl“, der alte, seit Jahren schon gelähmte Spitz, der Lieblingshund des Barons, der da oben das Gnadenbrot frisst.

Sonst ist es still in diesem Heim. Nur selten sieht die Baronin Gäste bei sich und dann nur einen kleinen Kreis alter Freunde. Doch fehlt es an Besuchern nicht, die aus Nah und Fern kommen, um mit der grossen Frau zu plaudern. In einer Ecke ihres Arbeitszimmers hat sie dem Verstorbenen eine Erinnerungsstätte errichtet. Dort steht ein lebensgrosses Bildnis, von Gräfin Adrienne Pötting's Meisterhand gemalt, inmitten grüner Blattpflanzen auf einer erhöhten Estrade. In der andern Ecke steht der Schreibtisch, an dem die Einsame dem letzten Willen ihres Gatten getreu, „um der guten Sache willen die Arbeit fortsetzt“, wo sie weiterschafft für Menschheitswohl und Völkerfrieden.



Die Meininger (Ein Band Erinnerungen)
Eugen d'Albert von Professor Gustav Hollaender
Ernst v. Wildenbruch von J. Landau
Peter Rosegger von Theodor Kappstein
General v. d. Goltz von Hauptmann J. C. Luszting
Ludwig Fulda von Viktor Klemperer
Hamburger Persönlichkeiten von F. v. Briesen
Professor Leyden von Dr. Reissner
August Bebel von Helmuth v. Gerlach
Max Klinger von Otto Flake
Fritz v. Uhde von Willy Leven

Ferner erscheinen:

König Leopold von Belgien, Herzog Karl
Theodor von Bayern, Präsident Roose-
velt, Sarah Bernhard, Björnson, Duse,
Eysold, Rathenau, Bankier Fürstenberg,
Häckel, Haniel, Herkomer, Humperdink,
Marquis Ito, Professor Koch,
Fürstbischof Kopp, Detlev v. Liliencron,
Lilli Lehmann, Max Liebermann, Lueger,
Mahler, Marconi, Mascagni, Matkowsky,
Nikisch, Stuck, Reinhardt, Röntgen,
Sinding, August Scherl, Rudolf Mosse,
James Simon, Agnes Sorma, Sonnenthal,
Strindberg, Stöcker, August Thyssen,
Cosima Wagner u. a. m.



h. 29



Die Cigarette Deutschlands

Keine Ausstattung, nur Qualität.

Lose	No	3	4	5	6	8	10	Pfg.p.St
		3½	4	5	6	8	10	

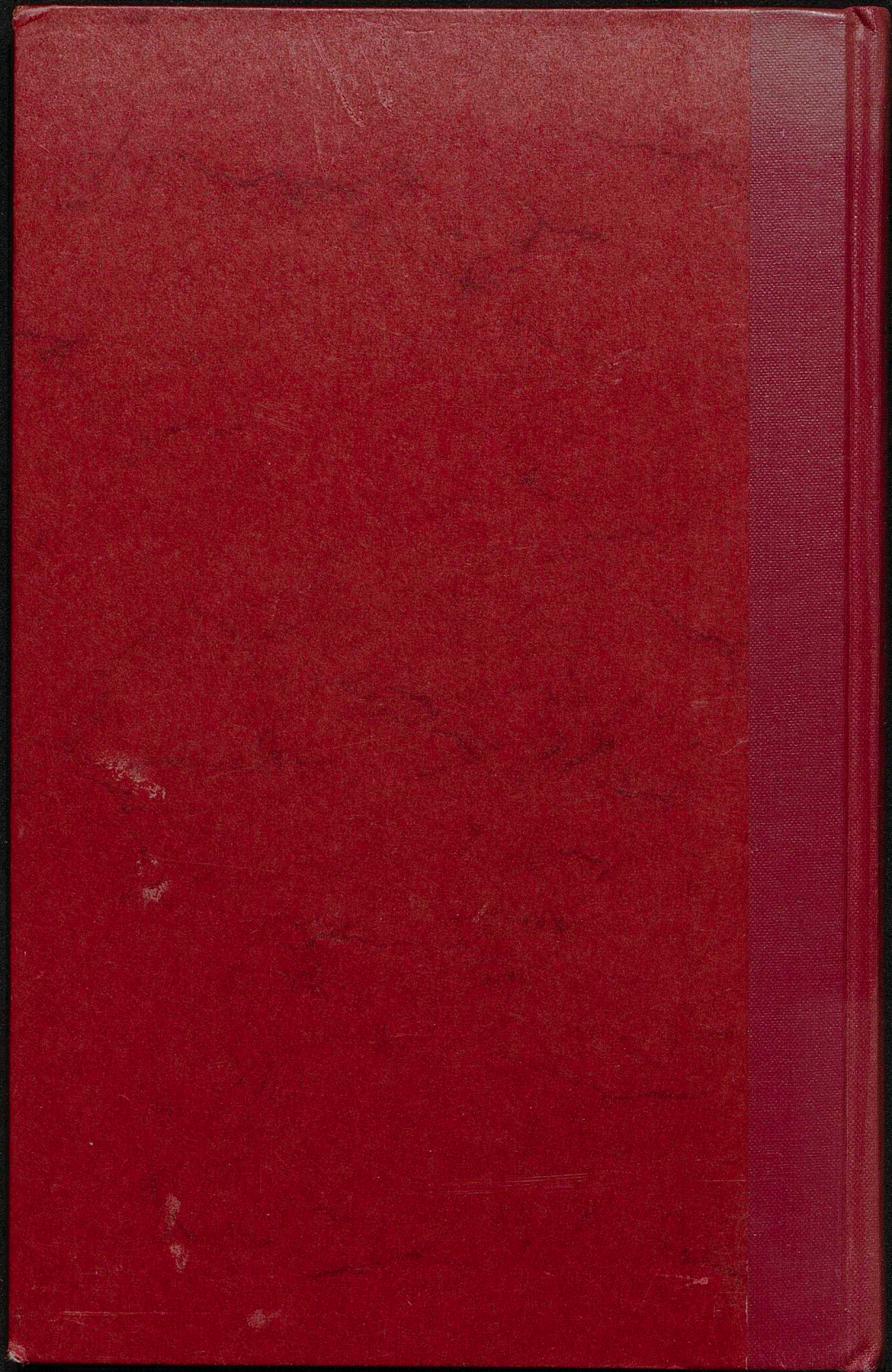
3untz ·
Kaffee
ist der Beste.

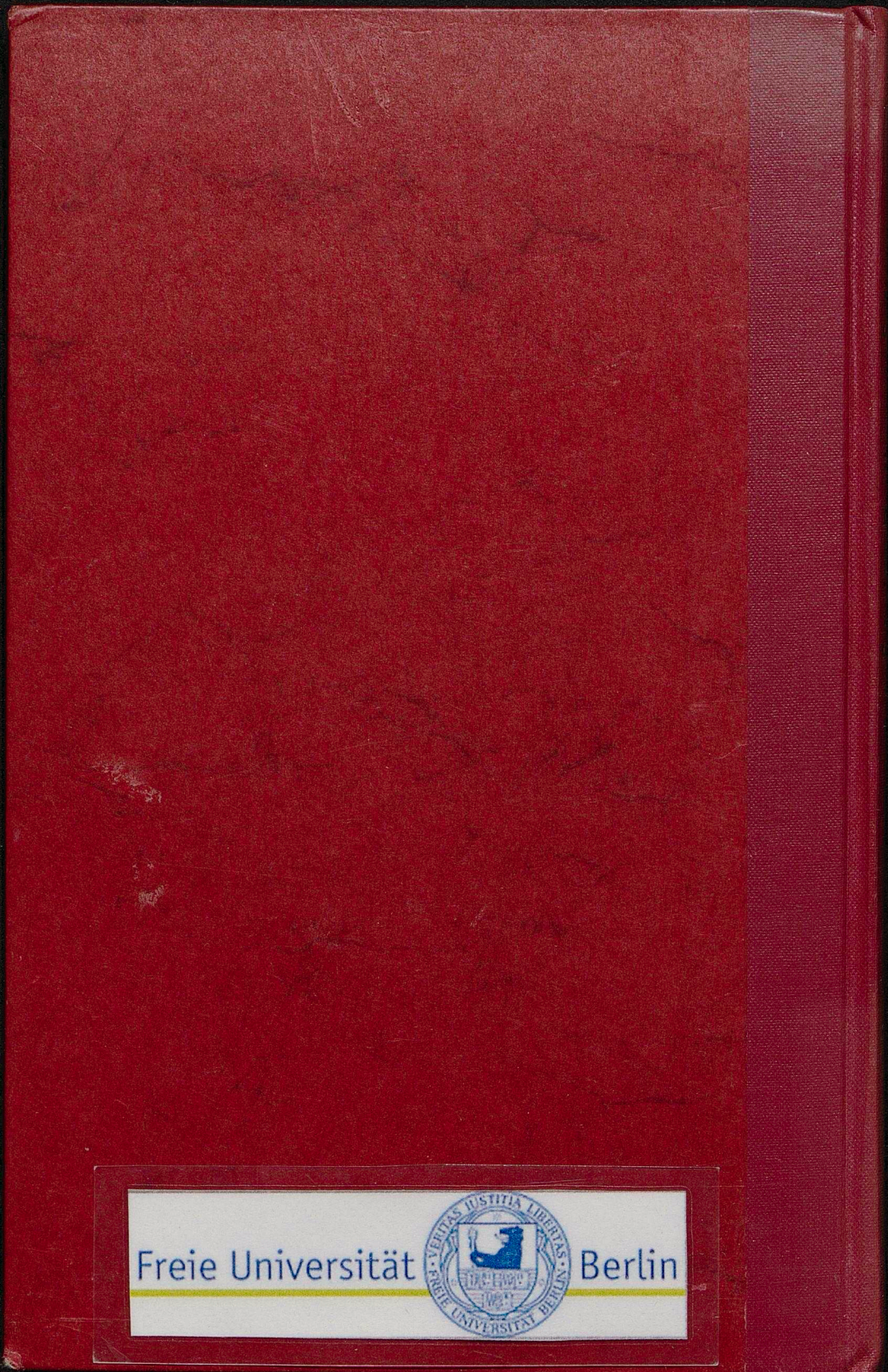
30

380/71/01741(5)

X13<7101741500013

R. MÖLLER
3. 1971
RAL-RG 495



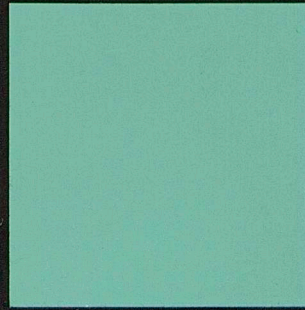
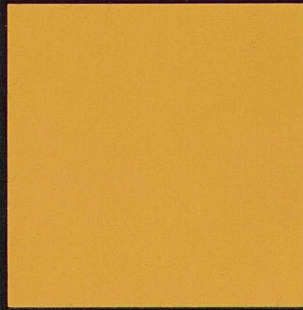
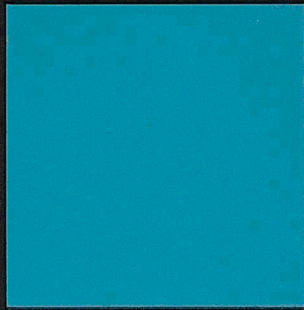
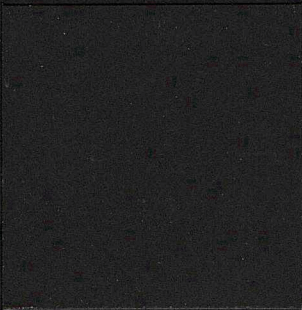
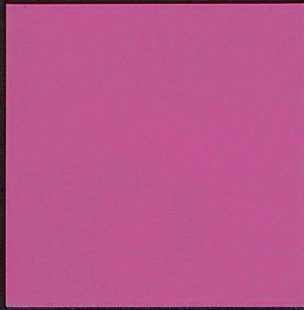
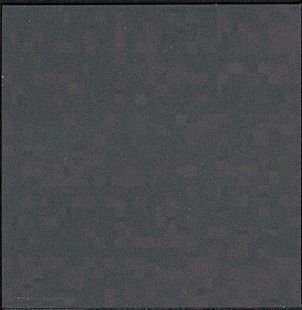
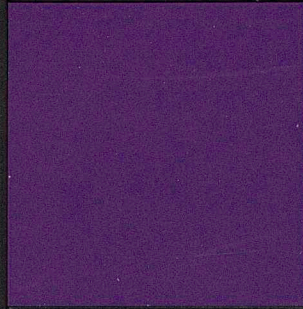
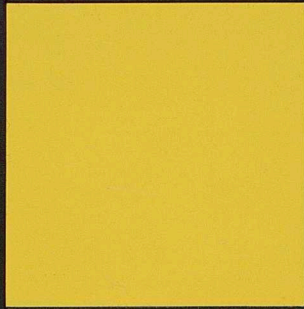
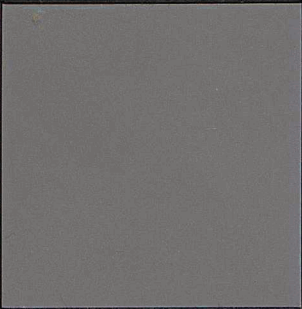
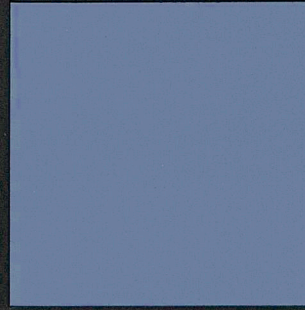
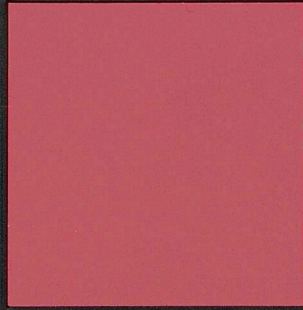
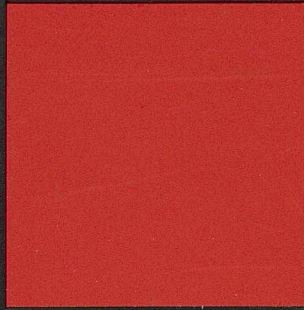
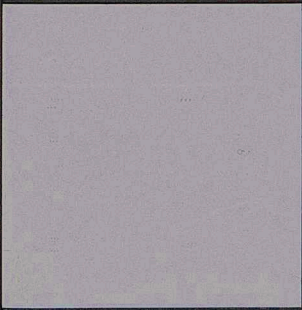
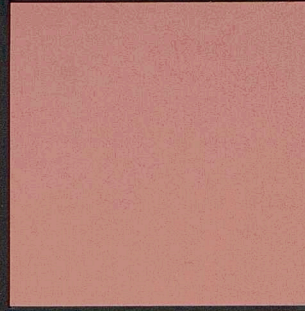
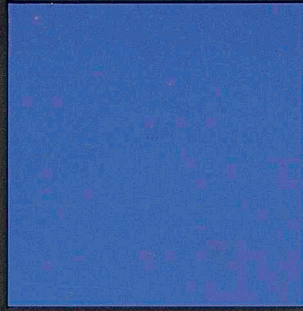
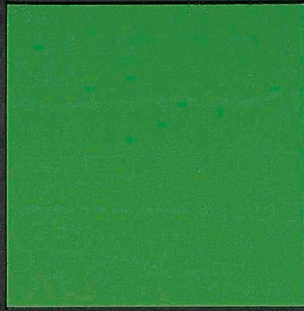
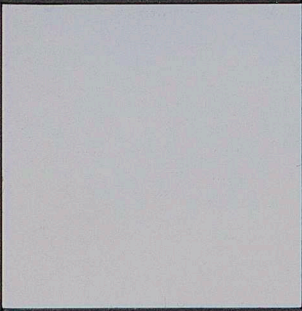
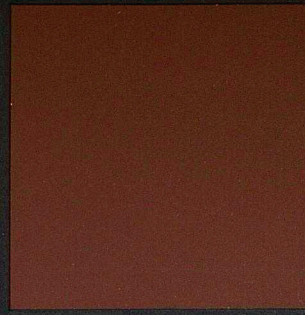
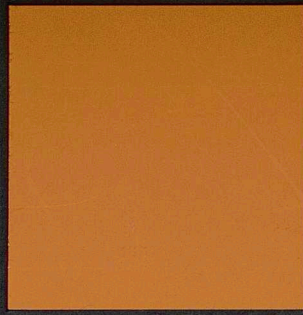
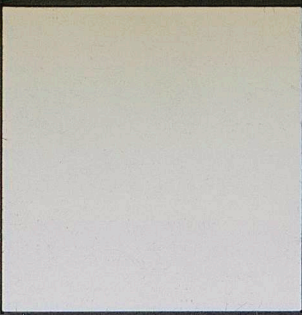


Freie Universität



Berlin

✕rite



colorchecker CLASSIC